



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Seelenfängerin

Roman

Sacher-Masoch, Leopold von
Jena, 1886

20. Liebestraum

urn:nbn:de:hbz:466:1-42062

20. Liebestraum.

„Lass' denn die Kniee beugen mich vor dir,
Den Saum des Kleides küssen. —“

Graf Krasinski.

Als die Schlitten im Hofe des alten Schlosses von Dkozyn hielten und der Graf Dragomira auf seinen Armen aus der warmen Wolke von Teppichen und Fellen, die sie umhüllte, herausgehoben hatte, blickte er verwundert um sich. „Wo sind wir?“ fragte er, „ist dies ein Besizthum Deiner Mutter?“

„Ja,“ erwiderte Dragomira, „in Bojary ist unser Edelsiz, dort haben wir immer gewohnt. Dies ist ein halbverfallenes Felsenschloß, in dem einst Räuber hausten und das seit langer Zeit von Niemand bewohnt war. Hier sucht uns Niemand, hier wollen wir glücklich sein.“ Sie nahm seinen Arm und trat mit ihm in den hellerleuchteten gewölbten Gang, an dessen Wänden

Bildnisse von Kirchenfürsten, Magnaten und vornehmen Damen vergangener Jahrhunderte hingen. Hier kam ihr Henryka entgegen, noch immer in Bauertracht, nahm sie beiseite und flüsterte ihr einige Worte zu. Dragomira nickte zustimmend und wendete sich dann zu dem Grafen. „Ich habe noch einige Befehle zu ertheilen,“ sagte sie, liebenswürdig lächelnd, „Du mußt also noch ein wenig Geduld haben. Dann gehöre ich Dir. Folge Henryka, welche Dich führen und Dir bis dahin Gesellschaft leisten wird.“

Soltys verabschiedete sich von Frau Malutin, der er ehrerbietig die Hand küßte und stieg dann, von Henryka geleitet, die breiten Treppen zum ersten Stockwerk empor. Sie gingen hierauf durch einen mit Teppichen belegten und mit Gemälden geschmückten langen Korridor. Am Ende desselben öffnete Henryka eine Thür und schritt voran in ein weites, zugleich reich und alterthümlich eingerichtetes Gemach. Vor dem Kamin, in dem ein helles Feuer brannte und auf dessen Sims ein Armleuchter stand, der den ganzen Raum erhellte, nahm sie in einem kleinen Lehnstuhl Platz und betrachtete, die Füße auf dem Bärenfell ausgestreckt, den Grafen, der erregt auf und ab schritt, mit einer Art grausamer Neugier.

„Die Liebe macht Sie ungalant, wie es scheint,“ warf sie endlich, die Oberlippe spöttisch emporziehend, hin und zeigte dabei ihre kleinen weißen Zähne.

„Vergeben Sie, Henryka,“ gab Soltys zur Antwort, „ich bin wie im Fieber.“

„Ich sehe es, Sie können es nicht erwarten, Dragomira's Fuß auf Ihrem stolzen Nacken zu fühlen.“

„So ist es.“

„Wird Sie das so glücklich machen?“

„Wenn Sie einmal lieben werden, Henryka, werden Sie mich verstehen.“

„O! ich bin schon ein wenig verliebt.“

„Wirklich?“

„Ja, und zwar in Sie.“

„Sie scherzen, Henryka.“

„Ich scherze nicht, ich habe Dragomira sogar in allem Ernste gebeten, Sie mir zu überlassen, aber sie wollte nicht. Einen solchen Fang macht sogar sie nicht alle Tage.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie werden mich bald genug verstehen.“

„Was haben Sie, Henryka, Sie sind so seltsam.“

„Genießen Sie Ihr Glück,“ erwiderte sie,

„und fragen Sie nicht, berauschen Sie sich, schwelgen Sie. Es wird die Stunde kommen, wo Sie auch mir gehören werden, mir so gut wie ihr. O, wie freue ich mich auf diese Stunde, wo Sie zu meinen Füßen beben werden und ich kein Erbarmen mit Ihnen haben werde!“

„Sie halten mich noch immer für leichtfertig und treulos.“

„Nein, so ist es nicht gemeint.“

„Wie also?“

„Das werden Sie erfahren, wenn es an der Zeit ist.“

„Sie geben mir Räthsel auf.“

„Ich spiele mit Ihnen wie die Kage mit der Maus, voila tout.“

„Sie sind ein Kind.“

Henryka lachte auf. „Wie wenig Sie mich kennen! Könnten Sie in meiner Seele lesen, Sie würden staunen und vielleicht erschrecken.“ —

Indeß war Dragomira in das Zimmer im Erdgeschosß getreten, in welchem Apostol sie erwartete. Staunend blickte dieser sie an. Wie sie jetzt vor ihm stand, den weißen Schleier um das Haupt, von dem langen blutrothen Zobelpelz bis zu den Fersen eingehüllt, das Haupt stolz erhoben, die großen glühenden Augen auf ihn ge-

heftet, war sie nicht mehr die demüthige Schülerin, die bebende Büsserin, die ihm sonst genah, sondern das schöne, herrische, seiner Macht bewußte Weib.

„Du warst in einer schwierigen, gefährlichen Lage,“ begann er, „flug und muthig wie immer, wir haben es Dir allein zu danken, daß Alle von den Unseren, die in Kiew waren, sich rechtzeitig retten konnten. Gottes Lohn ist Dir gewiß.“

„Du mußt aber auf der Stelle Andere nach Kiew senden,“ erwiderte Dragomira gelassen, „entschlossene, verlässliche Menschen. Wir müssen wissen, was dort geschieht.“

„Noch ist Sergitsch in der Stadt.“

„Das ist nicht genug,“ fuhr Dragomira fort, „es muß sofort ein neues Netz um Jesim und Anitta gesponnen werden, sie dürfen uns nicht entkommen.“

„Ich werde dafür sorgen.“ Apostol blickte zur Erde nieder und schwieg, nach einer Weile erhob er die blauen Augen wieder forschend zu Dragomira und lächelte.

„Du hast Dich mit Soltys vermählt.“

„Ja.“

„Um ihn mir um so leichter mit gebundenen Händen überliefern zu können.“

„Ja, aber nicht auf der Stelle.“

„Warum nicht?“

„Weil ich ihn liebe,“ gab Dragomira stolz zur Antwort, „er gehört mir, Niemand kann mir ihn streitig machen, denn er ist mein Gatte. Fürchte nicht, daß ich schwach werde und ihn zu retten suche, fürchte nicht, daß ich ihn Dir lange vor-enthalten werde, Du sollst ihn haben und zwar bald, aber nicht früher, als bis ich selbst es will.“

„Du willst hier in Okozyn mit ihm bleiben?“

„Ja.“

„Dann handle, wie Du es für gut findest.“

„Ich danke Dir,“ sprach Dragomira weicher, „gönne mir diesen kurzen Traum des Glücks, es geht ohnehin mit uns zu Ende, mir sagt es mein Herz. Wir selbst werden die lange Reihe der Opfer beschließen. Ehe aber der Tag kommt, wo wir sterbend Gott preisen, wollen wir uns nicht ergeben. Wenn ich Soltyf geopfert habe, dann will ich Dir auch Jesim liefern, Du aber wirst mir Anitta in die Hände geben. Ich selbst will die Verrätherin bestrafen. Versprich mir dies.“

„Hier meine Hand,“ entgegnete Apostol, „ich sende einen Mann nach Kiew, der erprobt ist, er wird uns dieses Täubchen einfangen, und dann

magst Du mit ihm verfahren wie es Dir beliebt.“

„O, das wird mir wohl thun!“ rief Dragomira mit leuchtenden Augen, „sie soll erst meine Sklavin sein, sich unter meinem Fuße, meiner Geißel winden und dann, wenn sie sich mir vollkommen ergeben hat, will ich Qualen für sie ersinnen, die den Witz der Teufel beschämen sollen.“

„Ich werde auf der Stelle Alles verfügen, was nöthig ist,“ schloß Apostol das Gespräch, „und dann nach Myschkow gehen. Der Himmel segne Dich.“ —

Ein leiser Glockenton rief jetzt Henryka aus dem Zimmer. Soltys blieb einige Zeit allein. Dann kam sie zurück und führte ihn in einen kleinen, angenehm erwärmten und hell erleuchteten Saal, in dem ein Tisch für zwei Personen gedeckt war. „Dragomira wird sogleich hier sein,“ sagte sie, und verschwand hinter dem Thürvorhang. Fast zu gleicher Zeit trat die junge, schöne Frau aus dem Nebenzimmer, lächelnd und zufrieden bot sie ihrem Gatten die Hand, die er galant küßte, und lud ihn dann ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Ich habe jede Bedienung verbannt,“ sagte sie, „damit nichts unsere Heiterkeit stört, Du wirst also mein Diener sein.“

„Von Herzen gern.“ Der Graf reichte ihr die Schüsseln und schenkte die Gläser voll. Jeder ihrer Winke fand an ihm einen gehorsamen Sklaven. Sie aßen und tranken und plauderten in bester Laune, ungezwungen und liebenswürdig wie nur je ein zärtliches Pärchen. Eine unsichtbare Musik begleitete das Mahl mit sanften, freundlichen Weisen.

Plötzlich erhob Dragomira das Glas mit dem goldigen Wein, um ihrem Gatten zuzutrinken.

„Auf die Zukunft!“ rief dieser.

Sie zog einen Augenblick unmerklich die Brauen zusammen. „Nein, auf die Gegenwart,“ sagte sie dann mit einer bacchantischen Bewegung des herrlichen Kopfes, „diese Stunde gehört uns, laß sie uns nützen und genießen, wer weiß, was uns die nächste bringt.“

Die Gläser klangen zusammen, Dragomira leerte das ihre mit einem raschen Zug, und der Graf folgte ihrem Beispiel. Dann füllte er dieselben von Neuem.

„Liebst Du mich noch?“ fragte Dragomira, indem sie Soltys über den Tisch hinüber die Hand reichte. Dabei lag ihr wunderbarer Arm wie warmer Marmor vor ihm, und in ihren blauen

Augen leuchtete es wie eine himmlische Offenbarung.

„Du fragst?“

„Ich höre es so gern.“

„Ich weiß heute, daß ich noch nicht geliebt habe, Du bist die Erste, die mich vollkommen unterjocht hat.“

Noch einmal erklangen die Gläser, noch einmal trank Dragomira gierig den Feuerwein, als schlürfte sie warmes Blut, dann lehnte sie sich zurück und knetete Brotkügelchen, mit denen sie nach Soltyk warf. „Ich werde jetzt Toilette machen,“ sagte sie, „dieses Kleid beengt mich. Henryka wird Dich rufen, wenn ich soweit bin, dann wollen wir zusammen den Thee nehmen.“

Sie zog die Klingel. Sofort verstummte die Musik, und Henryka erschien auf der Schwelle. Auf einen herrischen Wink der Gräfin folgte sie derselben in das Nebenzimmer.

Einige Zeit war es stille, dann hörte Soltyk das anmuthige Rauschen weiblicher Kleider, vermischt mit leisem Lachen. Dazu sang das Feuer im Kamin, und der Schnee pochte an die Scheiben und machte sie von Zeit zu Zeit erklingen. Im Nebenzimmer küßte Henryka eben die bloßen Füße

Dragomira's und zog ihr dann die kleinen Pelz-
pantoffeln an.

Als die Toilette beendet war, betrachtete sich
Dragomira lange in dem großen Wandspiegel.

„Bin ich schön?“ fragte sie dann, „werde ich
ihm gefallen?“

„Du bist immer schön,“ erwiderte Henryka, die
vor ihr auf den Knien lag und sie anbetete wie
ein hehres Aphroditebild im Tempel, „weißt Du,
daß ich ihn beneide?“

„Warum nicht mich?“

„Weil es mehr Männer giebt wie ihn, aber
nur ein Weib wie Dich und dann, von Dir ge-
liebt zu werden, das ist ein Wunder, wie wenn
Marmor sich beleben würde.“

„Geh' jetzt, sag' ihm, daß ich ihn erwarte.“

Dragomira schritt in das nächste Zimmer, und
Henryka gab Solyk einen Wink einzutreten.

„Wo ist sie?“ fragte er, als er Henryka
allein sah.

„Dort.“ Sie wies auf den Vorhang, der den
Eingang zu dem anstoßenden Gemach verhüllte,
und schlüpfte dann hinaus, leise und elastisch wie
eine Schlange.

Solyk hob den Vorhang und blieb geblendet
stehen.

In einem mäßig großen Gemach, das durch persische Teppiche, welche Wände, Fenster, Thüren und Decke verkleideten, in eine Art türkisches Zelt verwandelt und durch ein rothe Ampel, die in der Mitte herabhing, erleuchtet war, lag unter einem prächtigen Baldachin auf großen seidenen Kissen, über die Tigerfelle gebreitet waren, Dragomira und lächelte ihn an. Sie glich jetzt in ihren türkischen Pantoffeln und ihrem goldgestickten Haremspelz, weich und träge in den königlichen Hermelin gebettet, Haar, Hals und Arme mit Goldmünzen und goldenen Reifen geschmückt, einer jungen Sultanin, die ihren Sklaven erwartet, und der Graf trat in der That bebend, mit klopfendem Herzen in dieses von rosigem Licht und schwerem Blumenduft erfüllte kleine Heiligthum, um leise auf dem Bärenfell zu Dragomira's Füßen niederzusinken. „O! wie schön Du bist!“ murmelte er.

Sie lächelte noch immer, und langsam kamen jetzt ihre herrlichen Arme aus den weiten, wie von Sonnengold umwobenen und von Schneiduft erfüllten Ärmeln hervor und zogen ihn an ihre Brust.

Wieder diese wilden, heißen Küsse, wie sie

kein Weib giebt, nur eine Tigerin, dann sank Soltyk herab und preßte die Hände an das Herz.

„Was ist Dir?“ fragte sie.

„Ich hatte die Empfindung, als ob Du Krallen an den Händen hättest und mir das Herz aus dem Leibe reißen wolltest,“ erwiderte er. Sie lachte. Er hob den schönen Kopf und sah sie lange an, dann führte er den Zipfel ihres Pelzes an die Lippen. Da richtete sie sich rasch auf, warf den Pantoffel ab und setzte ihm den bloßen Fuß auf den Nacken.

Er ließ es gern geschehen und murmelte wie im Traum:

„Du bist Gott und Welt und Freiheit meinem Sinn,
Den schönen nackten Fuß setz' auf den Hals des Sklaven,
Gebietetin! Gebietetin!“

„Von wem sind diese Verse?“

„Von Chateaubriand.“

„Auch er muß die Liebe gekannt haben,“ sprach sie, „die einzig wahre, die uns in süßem Selbstvergessen einem andern Wesen hingiebt, einem fremden Willen unterwirft, jene Liebe, die nichts nimmt, die immer nur giebt.“

Statt zu antworten nahm Soltyk den kleinen Fuß gefangen, der ihm zu entkommen suchte, und bedeckte ihn mit Küßen.

„Komm,“ sagte Dragomira, „zieh' mir den Pantoffel an, und dann wollen wir vernünftig sein.“

„Vernünftig? ich habe mein bißchen Vernunft längst an Dich verloren,“ rief Soltys lachend, „und ich bin Dir dankbar für diesen Raub, denn so lange man vernünftig ist, kann man nicht glücklich sein, ich aber halte heute das Glück in meinen Armen. Diese Stunde hat uns das Schicksal geschenkt, was frage ich danach, was die nächste bringt.“

Dragomira erschauerte leicht, es war jedoch nur ein Augenblick, im nächsten suchten ihre Lippen die des Grafen, und ihre Hände wühlten unbewußt in seinem Haar.